

Predigt anlässlich des Ökumenischen Gottesdienstes am 25.1.2015 in St. Pölten, Evangelische Kirche

von Dr. theol. Heinz Lederleitner
Pfarrer der Altkatholischen Kirchengemeinde Krems – St. Pölten

Liebe Mitchristen, Freundinnen und Freunde aus den verschiedenen
Bekenntnissen,

durchs Reden kommen die Leut' zusammen... gerade wurde uns dies bewiesen.

Die Erzählung vom Gespräch Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen zieht Kreise, Menschen kommen miteinander in Berührung, nicht mehr länger reden sie übereinander, sondern miteinander. Dass der Durst schlimmer ist als Heimweh, ist eine alte Volksweisheit, die hier ihre Bestätigung findet. Gegen den Durst müssen Brunnen gegraben werden, und die Erinnerung an jene, die sich dieser Mühe unterzogen haben, lebt lange im kollektiven Gedächtnis weiter. Durstig sind Menschen aber auch nach Bestätigung, nach der Erfahrung, ok zu sein, dann tun sie sich auch leichter, den anderen zuzugestehen, ok zu sein. Das bedeutet nicht, mit allem einverstanden zu sein, was mein Gesprächspartner und Gesprächspartnerin in ihrem Leben getan hat. In der Selbstbeurteilung sind Menschen mit sich oft unzufrieden und merken, dass da ein Mehr an Leben, ein Mehr an Entschiedenheit und ein Mehr an Liebe und Gerechtigkeit möglich gewesen wäre. Ungeschehen machen lässt sich aber nichts, was geschehen ist – und es stellt sich die Frage, ob aus dem Unheilvollen der Vergangenheit etwas Heilendes für die Gegenwart werden kann.

Was für den Einzelnen gilt, das gilt auch für Gemeinschaften und für die voneinander getrennten Kirchen. Um der Wahrheit willen, um des Evangeliums willen, um der rechten Ethik willen – alles gute Gründe, sich auseinanderzusetzen, und wo man sich auseinander setzt, sitzt man dann oft auch bald auf getrennten Bänken in verschiedenen Gotteshäusern. Einfache Leute, die sich auf diesen Bänken nicht wohlfühlen, geben dann zu denken: „Der Herrgott ist doch immer derselbe!“

Oft empfinde auch ich ganz persönlich: Gott ist wohl nicht das Problem – sondern hoffentlich die Lösung!

Mit solchen einfachen Argumentationen befinden wir uns bei den einfachen Leuten, biblisch gesprochen: Wir befinden uns in Galiläa, bei den Fischern und

kleinen Bauern, bei denen, die von einem Tag auf den anderen ums Überleben kämpfen und die mit hochgeistigen Dialogen und zeitraubenden spirituellen Übungen nur wenig anfangen können. Man kann dies zur Idylle verklären und den einzelnen Konfessionen mit ihren wohlbestallten Amtsträgern tüchtig die Leviten lesen. Nichts einfacher, als den ökumenischen Vorschlaghammer in die Hand zu nehmen und zu sagen: Die einfachen Menschen sind schon viel weiter, schaut doch ihr da oben dazu, dass etwas weiter geht. Ja, wir da oben mit unseren mehr oder minder bunten Gewändern müssen uns das wohl sagen lassen, aber was können wir darauf zu unserer Rechtfertigung erwidern?

Ich denke, dass das Galiläa der einfachen Menschen leider kein idyllischer Ort ist. Schon das friedliche Miteinander beim Kartenspielen kann mitunter zu einer handfesten Streiterei werden, wenn einer sich vom anderen getäuscht und übervorteilt fühlt. Das Gefühl, dass mit einem selber ein falsches Spiel getrieben wird, macht den Betroffenen wütend, und der Wutbürger unserer Tage kann schon morgen zum Kämpfer, zum Terroristen und Faschisten werden.

Zur Zeit Jesu waren das die Zeloten, die von den römischen Behörden als Unruhestifter verfolgt wurden. Jesus selbst musste sich immer wieder abgrenzen von politischen Erwartungen, er musste seinen eigenen Weg gehen, der die Konflikte nicht verharmlost und andererseits diese nicht eskalieren lässt. Gerade das ist auch für uns heute als AmtsträgerInnen in den verschiedenen Konfessionen die Herausforderung: Deutlich zu machen, worin die Spannungen zwischen unseren Glaubensgemeinschaften bestehen und zugleich Brücken zu bauen. Eine simple „Haben wir uns doch alle lieb“ Ökumene stößt dort an Grenzen, wo es den einzelnen Kirchen um das geht, was sie für das Wesentliche halten. Hier braucht es den theologischen Diskurs mit Einfühlsamkeit und dem Wahrnehmen von Schmerzgrenzen, die nicht überschritten werden sollten. Zugleich muss beachtet werden, dass gerade bei einem Heilungsprozess von schon wieder zusammen gewachsenen Knochen der Arzt dem Patienten rät, die Schmerzgrenze nicht zu vermeiden – am eigenen Leib habe ich erlebt, wie ein Physiotherapeut mir dadurch ermöglichte, die Bewegungsfähigkeit wieder zu erlangen. Also: Wir AmtsträgerInnen und akademischen TheologInnen als diejenigen, die in diese Bereiche vorstoßen.

Jesus hat sich mit seinen Jüngern auf den Weg gemacht, der ihn aus Galiläa hinaus führt. Im Evangelium, das wir gehört haben, führt dieser Weg über Samarien nach Jerusalem. Dabei steht Samarien für das „Andere, Fremde und Befremdende“, nahe am Eigenen und doch verwirrend anders. Und Jerusalem die Stadt der politischen und religiösen Autorität, die Stadt des Tempels.

In Samarien zur Rast zu bleiben, das bedeutet, sich dem Fremden auszusetzen. Dort ins Gespräch zu kommen, noch dazu mit einer Frau von zweifelhaftem Ruf, dort um Verständnis zu werben und die eigene Überzeugung so darzustellen, dass sie vom anderen angenommen werden kann, ist das unüberbietbare Vorbild, das Jesus uns zeigt.

Der Dalai Lama übersetzt diese Erfahrung so: „Ich hatte das Glück, in freundschaftlichem Kontakt mit Persönlichkeiten zu kommen, die in ihrem eigenen spirituellen Leben derart frohe Glaubenserfahrungen gemacht hatten, dass Ihnen das half, auch den Wert anderer Traditionen zu schätzen.“

Nachzulesen im Vorwort des Buches von David Steindl-Rast: Credo – ein Glaube, der alle verbindet.

Ich sehe dies als Anforderung an uns: Vom werthaftern Bekennen des Glaubens hin zu Erfahrungen, die uns befähigen, dem anderen, fremden Menschen auf Augenhöhe zu begegnen und seine Erfahrungen wertzuschätzen. Ganz sicher gilt dies für jedes ökumenische Gespräch und jede interreligiöse Begegnung.

Es ist nicht notwendig, zu verschmelzen, um Einheit zu verwirklichen.

Wie schon gesagt, war Samarien die wesentliche Mitte, die Mittelstation zwischen Galiläa und dem Berg Golgotha. Ohne das Wasser aus dem samaritanischen Brunnen kein Kreuzweg und keine Auferstehung. Nur wer vom irdischen Wasser trinkt und sich auf irdische Bedürfnisse einlässt, darf sich dem Himmlischen mit Hoffnung nähern. Der Versuchung, die Welt durch ihre Negation zu erlösen, ist in christlichen Traditionen immer wieder nachgegeben worden. Ein Nein zur Welt, ein Nein zum Menschen mit seinen Irrwegen ist aber kein Ja zu Gott. Gerade das Leiden Jesu zeigt es uns: Kein Weg führt daran vorbei, unverstanden zu bleiben, keine noch so gute Strategie sichert den Erfolg einer Kirche. Im Hier und Heute gilt es, das zu tun, was bleibende Aufgabe derer ist, die sich auf Jesus berufen: Kranke zu heilen, Traurige zu trösten, Hungernde zu speisen und ihren Durst zu stillen. Caritas und Diakonie sind daher heute schon dort, wohin Liturgie und Verkündigung mühsam den Weg suchen. Dass wir auf diesem Weg bleiben, dazu helfe uns auch dieser heutige gemeinsame Gottesdienst.

Liebe Freundinnen und Freunde Gottes, ich danke für Eure Aufmerksamkeit und freue mich auf ein näheres und tieferes Kennenlernen, in der Hoffnung, dass mein Monolog da und dort einen Dialog auslöst, und, vielleicht unter Schmerzen und Geburtswehen, Neues, Erlösendes und Befreiendes wächst und entsteht.